

LINA BENGTSDOTTER

MOHNBLUMEN TOD

THRILLER

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin



Lina Bengtsdotter schreibt mit *Mohnblumentod* die einmalige Erfolgsgeschichte ihrer Charlie-Lager-Serie fort, mit der sie unzählige Leserinnen und Leser begeistert. Nach dem sensationellen Reihenauftritt *Löwenzahnkind*, dem bestverkauften Debüt des Jahres in Schweden, stürmte auch *Hagebuttenblut* sofort die SPIEGEL-Bestsellerliste. Lina Bengtsdotter ist in der schwedischen Kleinstadt Gullspång, die auch Charlie Lagers Heimatort ist, aufgewachsen und lebt inzwischen in Stockholm.

Lina Bengtsdotters Thriller in der Presse:

»Ein Weltbestseller!«

Sunday Times über *Löwenzahnkind*

»Am Himmel der Krimis gibt es einen neuen Stern. Das Debüt von Lina Bengtsdotter vereint alle Zutaten eines perfekten Schwedenkrimis.«

Kölner Express über *Löwenzahnkind*

»Spannender Thriller, nicht nur für Schwedenkrimi-Fans.

Ein äußerst vielschichtiger Roman, bei dem die Spannung konstant hoch bleibt.«

hr2 »Büchertipp« über *Löwenzahnkind*

»Atmosphärischer Schwedenkrimi mit aufregenden Cliffhängern.« *Dresdner Morgenpost* über *Hagebuttenblut*

Außerdem von Lina Bengtsdotter lieferbar:

Löwenzahnkind

Hagebuttenblut

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Lina Bengtsson

Mohnblumentod

Thriller

Aus dem Schwedischen
von Sabine Thiele



PENGUIN VERLAG

Die schwedische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Beatrice* bei Bokförlaget Forum, Stockholm.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Copyright © 2020 by Lina Bengtsdotter
Published in the German language by
agreement with Bonnier Rights, Stockholm, Sweden.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021
by Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München.

Cover: Favoritbüro

Covermotiv: © Schon/© Martin Wahlborg/GettyImages
© STILLFX/© I Capture It/© Jens Ottoson/© almgren/shutterstock
Redaktion: Maike Dörries
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-23538-3
V005

www.penguin-verlag.de

*Für Enna und Elmira.
Haltet durch.*

Sie saßen in einem Kreis auf dem Boden, alle in Nachthemd, Pantoffeln und mit merkwürdigen Hüten auf dem Kopf. Ich hielt sie zuerst für ein paar arme Verrückte, die auf der falschen Seite des Lebens ausharrten, unglückliche Seelen, die nach Behandlungen mit sich rasend schnell drehenden Stühlen, Falltüren und Lobotomien keine Ruhe fanden.

»Ist da jemand?«, fragte eine Stimme. »Tritt aus dem Dunkel, Fremder.«

»Ich bin's.«

»Komm rein, Sara«, sagte Lo. »Wir hören gleich ein Märchen.«

Ich trat in den Raum. In der Mitte des Kreises, den die Mädchen gebildet hatten, standen Flaschen mit brennenden Kerzen. Die Flammen warfen Schatten auf die bleichen Gesichter unter den Hutkrempe.

»Was ist, wenn uns jemand erwischt?«, meinte ich besorgt.

»Niemand erwischt uns«, erwiderte Lo und machte mir Platz. Nicki reichte ihr eine Flasche.

Seelenfrieden, so hatte Papa den hochprozentigen Schnaps immer genannt, *eine Flasche Seelenfrieden*. Und wie recht er damit gehabt hatte, dachte ich, als die brennende Flüssigkeit durch meine Kehle rann und der Druck auf der Brust nachließ.

»Mach weiter, Nicki«, befahl Lo.

Nicki senkte den Kopf.

»Es war einmal ein Mädchen ...«

Sie sah in die Runde und forderte uns auf, die Augen zu schließen.

Ich gehorchte und wünschte, ich gehörte zu denen, die an Märchen und Erfolgsgeschichten glaubten. Ich wollte, dass es irgendwo für uns Hoffnung gab. Dass wir aus diesem Wahnsinn als starke, gesunde

Menschen hervorgehen würden und irgendwo ein ganz normales Leben führen dürften. Nichts Besonderes, einfach ein normales Leben.

Kapitel eins

Es war laut geworden in der Bar, und Charlie dröhnte der Kopf. Sie hätte schon längst nach Hause gehen sollen, doch dann hatte sie Gesellschaft bekommen. Ein Mann in Anzug und ohne Ehering hatte sich neben sie gesetzt und in ihr die Hoffnung geweckt, dass der Abend doch noch wie erhofft enden würde.

Nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten, fragte Jack, woher sie kam.

»Stockholm«, antwortete Charlie.

»Ich meine, ursprünglich. Sprichst du nicht ein wenig Dialekt?«

»Es ist lange her, dass jemand etwas zu meinem Dialekt gesagt hat«, erwiderte Charlie. »Ich dachte, der hätte sich mittlerweile abgeschliffen.«

»Nein, hat er nicht. Lass mich raten – du bist aus Östergötland?«

»Nein, ich bin genau an der Grenze zwischen Västergötland und Värmland aufgewachsen.«

»In welcher Stadt?«

»Ein ganz kleiner Ort. Den wirst du nicht kennen.«

»Doch, bestimmt.«

»Gullspång.«

Jack runzelte die Stirn. »Du hast recht. Den kenne ich tatsächlich nicht. Entschuldige.«

»Du musst dich nicht entschuldigen.«

»Dann erzähl mir von Gullspång.«

Charlie wollte schon sagen, dass es da nichts zu erzählen gab, doch die vier Bier hatten ihre Zunge gelockert.

»Ich bin auf einem kleinen Hof auf dem Land aufgewachsen, ein

gutes Stück außerhalb des Ortes.« Sie trank einen Schluck aus ihrem Glas. »Wir hatten einen Kirschbaumhain und einen Bastelschuppen und einen glitzernden See.«

Jack lächelte und sagte, das klänge wie aus einem Buch von Astrid Lindgren.

»Lyckebo«, fügte Charlie hinzu.

»Wie bitte?«

»So hieß das Haus. Lyckebo.«

»Und warst du dort glücklich?«

»Ja«, antwortete Charlie. »Das war ich wirklich.«

Irgendwo hatte sie gelesen, dass es nie zu spät für eine glückliche Kindheit war. Vielleicht musste man es genau so machen. Die schönen Seiten übermäßig betonen und die schlechten ignorieren, lügen und alles schönreden, bis man es selbst glaubte.

Jack fragte, ob sie Geschwister hatte, und Charlie dachte an das Kinderzimmer, das nie fertig geworden war, an die Autos, die Betty an die Wände gemalt hatte, das Bett, das eingebaut werden sollte.

»Ja«, sagte sie, »einen Bruder. Wir stehen uns sehr nahe.«

Standen, dachte sie. Jetzt sind wir nichts mehr. Sie sah Johans Gesicht vor sich, seine Unruhe, solange sie im Unklaren über ihre mögliche Blutsverwandtschaft waren.

Johan. In der ersten Zeit nach seinem Tod hatte sie ihn ständig vor sich gesehen. Sein Blick, als sie nackt aus dem See gekommen war, das Bett im Motel, der Kirschwein in Lyckebo. Und dann: alles, was jetzt nicht mehr möglich war.

»Ich habe eine Schwester«, erzählte Jack, »aber wir haben wenig Kontakt. Als Kinder haben wir nicht einmal zusammen gespielt, obwohl wir nur zwei Jahre auseinander sind. Vielleicht, weil wir immer unterschiedliche Sachen machen wollten.«

»Bei mir und meinem Bruder war es umgekehrt. Wir haben viel zusammen unternommen. Wir haben uns Höhlen im Wald hinter unserem Haus gebaut und unten am See gespielt.«

»Ihr hattet ein Seegrundstück?«

Charlie nickte. So konnte man es auch ausdrücken.

»Wir hatten ein kleines Ruderboot, mit dem sind wir immer aufs Wasser hinausgefahren«, fuhr sie fort. »Und wir hatten einen Fuchs, der war so zahm wie ein Hund.«

»Geht das?«, fragte Jack. »Einen Fuchs zähmen?«

Charlie dachte an das Blutbad im Hühnerstall, an Bettys Worte, dass man einem solchen Tier das Wilde letztendlich nie austreiben konnte, auch wenn sie noch so zahm wirken. Früher oder später siegten die tierischen Instinkte. Und als die Katastrophe dann eingetreten war: *Was habe ich gesagt? Habe ich nicht gesagt, dass alles zum Teufel gehen würde? Jetzt siehst du ja, was passiert ist.*

»Ja«, antwortete Charlie. »Unser Fuchs war lammfromm.«

Jack beugte sich näher zu ihr. »Das klingt richtig idyllisch.«

»War es auch. Traumhaft schön. Willst du noch eins?« Sie nickte in Richtung seines leeren Bierglases.

»Ich kümmere mich darum.« Er stand auf und drängte sich an die Bar.

Charlie sah ihm nach. Er war groß und gut gebaut, aber nicht das weckte ihr Interesse, sondern seine selbstsichere Art, sich zu bewegen, die Neugier, mit der er sie ansah, das Gleichgewicht zwischen Möglichkeit und Verzicht.

»Erzähl mal von dir«, sagte sie, als er mit den Bieren zurückkam. »Was genau machst du in deiner Arbeit?« Sie hatte seinen Beruf bereits wieder vergessen.

»So viel gibt es da nicht zu erzählen«, antwortete Jack. »Wirtschaft ist nicht besonders spannend. Eigentlich wollte ich Schauspieler werden, aber meine Eltern meinten, dass das kein richtiger Beruf sei. Wahrscheinlich hätte ich mich auch nicht durchsetzen können, aber ...«

»Aber was?«

»Manchmal wünsche ich mir, ich hätte es wenigstens versucht. Was

wäre schon dabei gewesen? Jetzt werde ich nie erfahren, ob es vielleicht etwas für mich gewesen wäre.«

»Aber für so etwas ist es doch nie zu spät?«

Charlie wusste allerdings nur zu gut, dass das nur eine dumme Floskel und es sehr wohl zu spät war.

»Prost.« Jack hob sein Glas. »Stoßen wir darauf an, dass es nie zu spät ist.«

»Trotzdem schade«, sagte Charlie, »wenn die eigenen Eltern ihre Kinder einschränken.«

»Waren deine auch so?«

»Nein, ganz bestimmt nicht. Meine Mutter hat immer gesagt, ich könne alles werden, was ich wolle, nur nicht Tänzerin.«

»Und was bist du geworden?«

»Tänzerin. Ich bin Tänzerin geworden.«

Es war Viertel vor eins, die Bar würde gleich schließen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Charlie.

»Ich bin ... verheiratet. Tut mir leid, wenn ich ...«

»Kein Problem.«

Charlie versuchte, ihre Enttäuschung zu verbergen. Sie fühlte sich betrogen. Warum trug er keinen Ring? Wenn man nicht von Frauen aufgerissen werden wollte, neben die man sich freiwillig gesetzt hatte, sollte man dringend einen Ehering tragen.

»Warte«, sagte Jack, als sie aufstand. »Ich meine, wir können ja ...«

»Nein«, erwiderte Charlie. »Ich muss morgen arbeiten.«

»Tanzen?«

»Was?«

»Musst du morgen tanzen?«

»Ja.«

»Darf ich dich noch ein Stück begleiten?«

»Ich komme schon klar.«

»Ich gehe gern noch ein Stück mit, wenn es dir recht ist.«

Sie zuckte mit den Schultern. Es waren höchstens fünfhundert Meter bis zu ihrer Wohnung, die konnte er sie gern begleiten, wenn ihm das so wichtig war.

Es war Mitte April, und als sie den Geruch von Schotter und trockenem Asphalt einatmete, fühlte Charlie sich frei und glücklich, gleichzeitig aber auch traurig. Ihretwegen dürfte der Frühling ewig dauern, damit sie den detaillierten Urlaubsplänen der Kollegen und dem Gefühl der Leere entgehen konnte, das sie immer überfiel, wenn sie freihatte.

»Hier ist es«, sagte sie, als sie vor ihrer Haustür angekommen waren. »Hier wohne ich. Danke für den angenehmen Abend.«

»Ich danke. Es war interessant, sich mit dir zu unterhalten. Du bist ... anders.«

Du hoffentlich nicht, dachte Charlie, als sie bemerkte, wie er mit sich rang.

»Ich komme gerne noch einen Moment mit hoch ...«, fuhr er fort. »Eigentlich mache ich so etwas nicht, aber ...«

Ich weiß, dachte Charlie, als sie die Treppen hinaufgingen. Es gibt verdammt viele von euch, die so etwas eigentlich nicht machen.

Sie rutschte mit dem Schlüssel vom Schloss ab und hinterließ einen kleinen Kratzer in der Tür. Bald würde sie wie ihre alte Wohnungstür aussehen, wie nach einem Einbruchversuch.

»Sehr schön«, sagte Jack, als sie in die Diele traten. Er blickte an die Decke, als wolle er die Höhe schätzen.

Charlie hatte die Wohnung auf Östermalm mit einem Teil des Geldes bezahlt, das sie von ihrem Vater geerbt hatte. Zuerst hatte sie nichts von Rikard Mild annehmen wollen, doch ein beharrlicher Anwalt hatte ihr geraten, ihren Stolz hinunterzuschlucken, da das Erbe sonst an seine anderen Kinder und seine Witwe gehen würde. Charlie hatte an das riesige Haus ihrer Halbschwester auf Djursholm gedacht und beschlossen, den ihr zustehenden Teil anzunehmen.

Anders hatte sie überredet, in eine neue Wohnung zu investieren. Zuerst hatte sie sich mit dem Argument geweigert, ihre alte Wohnung sei doch völlig in Ordnung. Anders hatte ihr nicht widersprochen, doch sie solle ein wenig in die Zukunft denken – wenn schon nicht für sich, dann vielleicht im Hinblick auf eine mögliche Familiengründung.

Das habe ich nicht vor, hatte Charlie geantwortet.

Dann war sie trotzdem mit Anders zu Besichtigungen gegangen, als er nach seiner Scheidung nach einer neuen Bleibe gesucht hatte. Irgendetwas an dieser Dachwohnung hatte sie angesprochen. Vielleicht die offene Küche und die Deckenbalken, oder der große Balkon, auf dem ihr Magen kribbelte, wenn sie nach unten blickte. Dort draußen hatte sie gehört, wie einer der anderen Interessenten zu seiner Begleitung sagte, dass sich der vorherige Besitzer in der Wohnung erhängt habe. Anders war überzeugt, dass das nur ein Trick war, um die anderen Interessenten abzuschrecken. Die Leute ließen sich die verrücktesten Sachen einfallen, um den Preis zu drücken.

Auf Charlie hatte es die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Sie glaubte nicht an Zeichen, doch das Gerücht, jemand habe sich in der Wohnung erhängt, reizte sie. Sie dachte an Bettys Geschichte über Lyckebo, wie sie es nach dem Selbstmord des früheren Besitzers billig hatte erwerben können. *Des einen Leid, des andern Freud ...*

Eine Woche später hatte sie den Zuschlag erhalten, und die Wohnung in der Grev Turegatan gehörte ihr.

»Was für ein großartiges Bild!«, sagte Jack und deutete auf das große Gemälde im zur Küche führenden Flur. »Vom wem ist das?«

»Susanne«, antwortete Charlie, »Susanne Sander. Eine Freundin von mir. Sie ist nicht bekannt.«

»Das sollte sie aber sein.« Jack trat näher an das Bild heran. »Ich liebe die Details.«

Charlie nickte und dachte daran zurück, wie sehr sie sich über das Geschenk gefreut hatte. Sie liebte einfach alles an dem Bild, das wirbelnde schwarze Wasser, die blühenden Kirschbäume, das alte rote

Holzhaus, die Frau in dem Kleid und in Holzschuhen auf der Treppe, das Mädchen auf ihrem Arm. Eine Mutter mit ihrer Tochter. Betty und sie.

»Sie hat wirklich Talent«, fuhr Jack fort. »Mir gefallen die Kontraste. Das Dunkle und das Helle, Tiefe und Fläche. Die zwei Jahreszeiten.« Er deutete auf die rechte Ecke, die in gedämpfteren Farben gehalten war. »Die hier haben mehr an«, sagte er und meinte damit einen Mann und einen Jungen, die mit dem Rücken zum Betrachter standen. Mattias und Johan.

Das traurigste Detail übersah Jack, die kleinen Kinder links vom Haus, ein Baby – ein Mädchen – und ein etwas größerer Junge, beide mit geschlossenen Augen. Charlie hatte sie zuerst auch übersehen, weil ihre Kleider die Farben der Blumen und des Grases hatten, und man musste sehr genau hinschauen, um Körper und Gesichter zu erkennen.

»Willst du ein Bier?«, fragte Charlie.

Jack nickte.

»Ich wusste nicht, dass man als Tänzerin ... so gut verdient«, bemerkte er, als er die geräumige, frisch renovierte Küche betrat.

Charlie drehte sich schweigend um, zog geschmeidig den Pullover über den Kopf und küsste Jack.

»Wie willst du mich?«, flüsterte er, als sie ihn ins Wohnzimmer drängte. Sie stolperten und fielen auf den dicken Teppich.

»Gefällt dir das?«, fragte er, nachdem sie ihre Kleider abgestreift hatten und er die Innenseite ihres Schenkels küsste.

Es kitzelte, doch Charlie flüsterte trotzdem, dass es ihr gefiel. Auch wenn sie wünschte, er würde schnell zur Sache kommen. Sie vergrub die Finger in seinem Haar und rutschte nach unten, um das Ganze zu beschleunigen.

»Du gehst aber ganz schön ran«, murmelte er.

Kapitel zwei

Nachdem sie fertig waren, wand sich Charlie aus Jacks Armen. So sehr sie ihm vor einer halben Stunde hatte nahe sein wollen, so sehr wünschte sie sich jetzt, er möge einfach nur verschwinden. Doch Jack war nicht der einfühlsame Typ und legte wieder den Arm um sie.

»Du wohnst noch nicht lange hier, oder?«, fragte er.

»Nein, wieso?«

»Weil du keine Gardinen aufgehängt und generell wenig Sachen hast.«

»Ich mag keine Gardinen, und Sachen auch nicht.«

Sie dachte an Bettys Worte.

Ich reise nicht mit schwerem Gepäck, sondern nur mit dem Nötigsten.

Am Ende hatte dann aber doch alles zu schwer auf Betty gelastet und sie in den Abgrund gezogen.

»Wäre es okay, wenn du jetzt heimgehst?«, fragte Charlie und nahm seinen Arm von ihrer Brust.

»Machst du Witze?« Jack setzte sich auf.

»Nein. Ich muss morgen arbeiten, und du bist doch ... verheiratet?«

»Meine Frau ist verreist, ich habe es nicht eilig. Aber wenn du das möchtest, gehe ich natürlich.«

»Schon okay. Du kannst auf dem Sofa schlafen«, sagte Charlie.

»Ist das dein Ernst?«

Genau das war das Problem, wenn man Männer mit nach Hause nahm, dachte Charlie. Man hatte nicht in der Hand, wann sie wieder gingen.

»Ich schlafe lieber allein«, antwortete sie. »Das ist nichts Persönliches.«

»So fühlt es sich aber an.«

Jack stand auf und suchte mit schnellen, aggressiven Bewegungen seine Kleidung zusammen.

»Willst du wissen, was ich glaube?«, sagte er, nachdem er sich angezogen hatte.

Charlie dachte, das würde sie ja gleich zu hören bekommen, egal ob sie es wollte oder nicht.

»Dein Leben war gar nicht so toll. Du wirkst irgendwie ganz schön verkorkst.«

»Ist die Analyse nicht ein bisschen übertrieben, nur weil ich gern allein schlafe?« Sie setzte sich auf.

»Es ist ja nicht nur das. Irgendetwas stimmt nicht mit dir, auch wenn ich es nicht benennen kann.«

Charlie legte sich wieder hin und schloss die Augen. Typisch, dass sie einen schnell eingeschnappten Amateurpsychologen abgeschleppt hatte. Sie hatte sich nie besonders viele Gedanken darüber gemacht, warum sie neben anderen Menschen nicht schlafen konnte. Während ihrer kurzen Beziehungen hatte sie es immer vermieden, beieinander zu übernachten, weil sie nicht die ganze Nacht wach liegen wollte.

Charlie dachte an die Feiern in Lyckebo, bei denen Betty irgendwo eingeschlafen war und keiner sie wecken konnte. Das Gefühl, im Kinderbett aufzuwachen und den Alkoholatem ihrer Mutter zu riechen. *Schläfst du? Schläfst du, Liebling?*

»Das stimmt nicht!«, rief sie Jack nach, als er Richtung Diele ging.

»Ich bin auch nicht verkorkster als alle anderen.«

»Das glaube ich dir nicht«, sagte er. »Und ich glaube dir auch nicht, dass du Tänzerin bist.«

Dann schlug die Tür ins Schloss.

Sara

»Ich kapiere nicht, was ich da soll«, sagte ich und drehte mich zu Rita. Sie saß viel zu nah am Lenkrad und jagte beim Schalten den Motor zu sehr hoch.

»Es macht mir Angst«, antwortete sie, »dass du das nicht verstehst. Ist dir nicht klar, wie du dich das ganze letzte Jahr über aufgeführt hast?«

Ich schwieg.

»Wie eine Wilde«, fuhr Rita fort. »Wie eine Irre. Da gibt es nichts zu grinsen. Ich konnte ja kaum arbeiten wegen der ganzen Gespräche und Termine wegen dir. Ich habe auch ein Leben, eine Familie, um die ich mich kümmern muss. Verstehst du?«

Ich nickte, auch wenn ich nicht verstand, was sie meinte. Ritas Familie war ein seltsamer Freund, mit dem sie nicht zusammenwohnte und den sie kaum zu sehen schien. Ich war ihre nächste Verwandte, und es tat weh, dass sie nach allem, was passiert war, solche schrecklichen Sachen zu mir sagte. Ihrer eigenen Nichte. Wer von uns beiden war hier eigentlich irre?

»Es liegt ja wohl nicht ausschließlich an mir«, wehrte ich mich.

»Hör auf, alles abzustreiten«, schimpfte Rita. »Du bist selbst schuld an deiner Situation. O doch«, fuhr sie fort, als ich die Augen verdrehte.

Das war nicht ganz richtig, fand ich. Ich konnte nichts dafür, dass Papa tot und Mama nicht mehr nach Hause gekommen war und dass Rita mir nicht angeboten hatte, bei ihr zu wohnen.

»Mach mal das Handschuhfach auf«, forderte sie mich auf.

Ich gehorchte.

»Hol die Zigaretten raus.«

Ich suchte vergeblich zwischen Verbandsmaterial und Bedienungsanleitungen danach.

»Mist!«, fluchte Rita. »Jetzt hat der Arsch schon wieder meine Zigaretten genommen. Deshalb kann ich nicht mit ihm zusammenwohnen. Er kapiert nicht, dass er sich nicht an den Sachen von anderen Menschen vergreifen soll.«

»Ich habe Zigaretten dabei«, sagte ich.

Wir hielten an einem Rastplatz.

»Ist dir nicht kalt?«

Rita deutete auf meinen bauchfreien Pullover. Sie hatte mich zu überreden versucht, etwas anderes anzuziehen, egal was, solange ich nicht wie eine Nutte aussah. Aber die mussten mich in diesem Heim eben so nehmen, wie ich war.

»Du fährst schließlich nicht in die Sommerferien«, fügte Rita hinzu.

Ich sagte, das wüsste ich. Dann musste ich an Papas Pläne für die Ferien denken. Er hatte immer davon gesprochen, mit mir an weiße Strände mit Palmen zu fahren, mit Kokosnüssen und kristallklarem Wasser. Ich glaubte schon lange nicht mehr daran, dass wir jemals verreisen würden, aber ich hatte ihm so gern zugehört. Er hatte es so anschaulich geschildert, dass ich fast das Gefühl hatte, dort gewesen zu sein. *Du und ich unter einer Palme. Ich trinke ein kaltes Bier und du ... irgendwas anderes. Weißer Sand, türkises Wasser und kein Mensch, so weit das Auge reicht.*

»Ich werde das Haus verkaufen«, verkündete Rita und trat ihre Zigarette aus. »Warum sollten wir es behalten? Irgendein Deutscher oder Norweger wird schon viel zu viel Geld dafür hinblättern. Aber ich muss es erst entrümpeln und putzen, und das wird dauern bei dem ganzen Mist, der sich angesammelt hat.«

Ich sah vor mir, wie Rita und ihre Freunde das Haus ausräumten. Wie sie über die alten Weihnachtsgardinen lachten, die seit Jahren am Küchenfenster hingen, sich vor dem Geruch nach Pisse in der Toilette ekelten und die Augen verdrehten bei dem ganzen Müll, den Papa nie

wegwerfen wollte. *Wie zum Teufel kann man so wohnen?* Bei dem Gedanken wurde ich wütend.

»Er war am Ende ja fast schon so ein Messie«, sagte Rita.

»Es fiel ihm einfach nur schwer, etwas wegzuwerfen«, entgegnete ich und dachte an die Büchsen, die gefüllt waren mit Kronkorken, kaputten Feuerzeugen und alten Münzen.

»Ja, genau, und jetzt darf ich mich darum kümmern.«

»Tut mir leid, dass er dir so viel Ärger macht, weil er gestorben ist.«

»So habe ich das nicht gemeint.«

Ich sagte, ich wolle einfach nur wieder nach Hause fahren, allein leben, ich käme schon klar. Doch Rita entgegnete, dass ich das nicht dürfe. Ich konnte nicht wie Pippi Langstrumpf leben. Jemand musste sich um mich kümmern.

Warum?

Aus zwei Gründen. Erstens: Ich war destruktiv. Zweitens: Ich besaß keine Truhe voller Goldmünzen.

Kapitel drei

Charlie wachte vor dem Wecker auf. Sie lag unter einer dünnen Decke nackt auf dem Sofa, ihr Hals war trocken und verkrampft. Sie stand auf, zog sich das T-Shirt über, das auf dem Boden lag, und ging in die Küche.

Auf dem Dunstabzug lag der Alkoholtester. Sie blies hinein und sah erleichtert, dass ihr Blutalkoholwert bei 0,0 Promille lag. Vor ein paar Monaten war sie am Tag nach einem durchzechten Abend in eine Kontrolle geraten, und es war pures Glück gewesen, dass sie bestanden hatte. Das Risiko wollte sie nicht mehr eingehen.

Sie holte die Dose mit dem Sertralin hervor und nahm vier Tabletten mit einem großen Schluck Wasser. Vor anderthalb Jahren hatte sie von hundert auf zweihundert Milligramm erhöht, und die Welt da draußen war in weitere Ferne gerückt. Sie nahm jetzt die höchste Dosis, hatte der Arzt beim Ausstellen des Rezeptes gesagt. Wenn das nicht half, dann ...

Sie hatte nicht nachgefragt, was er damit meinte. Sie wusste, zu welchen Methoden man griff, wenn nichts anderes half.

Die Nebenwirkungen nach der Dosiserhöhung waren stärker geworden. Sie schwitzte, schlief unruhig und hatte das Gefühl, dass ihr Gedächtnis schlechter geworden war. Doch das nahm sie alles gern in Kauf, wenn ihr dadurch die schlimmsten Angstattacken erspart blieben.

Sie nahm einen Trinkjoghurt aus dem Kühlschrank und zwang sich, die Flasche zu leeren, damit sich die Übelkeit legte. Wegen des seltsamen Nachgeschmacks sah sie auf das Mindesthaltbarkeitsdatum. Seit fast einer Woche abgelaufen.

Eine Viertelstunde später fuhr sie mit dem Aufzug in die Tiefgarage.

Wie viel einfacher das Leben mit genügend Geld doch war, dachte sie. Sie musste nicht mühsam nach einem Parkplatz suchen oder im Winter die Scheiben freikratzen. Diese kleinen Dinge waren es, für die es sich lohnte, mehr als unbedingt nötig davon zu haben.

»Charline?«

Verdammt, dachte Charlie, als sie die nörgelnde Stimme ihrer Nachbarin hörte, und drehte sich um. Trotz der frühlinghaften Temperaturen trug Dorothea einen Pelz, der ihr bis zu den Füßen reichte.

»Wenn es um den Papiermüll geht, den ich vor meiner Tür abgestellt habe – den habe ich mittlerweile entsorgt«, sagte Charlie.

»Nein, darum geht es nicht.«

»Können wir uns später unterhalten?«, bat Charlie. »Ich bin gerade auf dem Weg zur Arbeit.«

»Sie nehmen ja nachts gern mal ... fremde Männer mit in die Wohnung«, fuhr Dorothea ungerührt fort. »Viele aus der Eigentümergemeinschaft finden das problematisch.«

Charlie wurde erst eiskalt, dann glühend warm. Sie war Betty. Es spielte keine Rolle, dass die Kulisse eine andere war. Sie war Betty, und Dorothea war die Blicke im Ort, die Besuche der Schule zu Hause, das Geschrei der betrogenen Ehefrauen.

Um die kümmern wir uns nicht, Liebling. Wir sehen sie nicht, wir hören sie nicht. Kopf hoch und nach vorn schauen.

»Warum?«, erwiderte Charlie und sah Dorothea direkt an. »Warum genau ist das ein Problem?«

»Ja, das dürfte Ihnen doch klar sein. Man fühlt sich einfach nicht sicher, wenn ständig Leute im Haus ein und aus gehen. Wer weiß, was für zwielichtige Gestalten den Zugangscod für die Haustür haben.«

»Woher wollen Sie wissen, dass das zwielichtige Gestalten sind? Es könnten ja auch meine Freunde sein?«

»Ich weiß ja nicht, wie Sie das sehen, Charline, aber ich für meinen Teil finde das nicht angemessen. Vielleicht sollten Sie Ihre Freunde

lieber tagsüber treffen. Ich spreche hier wohl im Namen aller Eigentümer.«

»Dann richten Sie allen Eigentümern doch bitte etwas von mir aus«, sagte Charlie.

Dorothea nickte.

»Ich nehme in meine Wohnung mit, wen ich will und wann ich will. Und es ist mir egal, was Leute, die ich nicht kenne, von mir denken. Es ist mir egal. Können Sie das bitte weitergeben?«

»Sie können bei der nächsten Versammlung ja gern selbst mit allen sprechen.«

»Da habe ich keine Zeit«, entgegnete Charlie. »Mir ist etwas dazwischengekommen.«

»Wie können Sie das jetzt schon wissen? Wir haben noch nicht mal einen Termin festgelegt.«

Charlie erinnerte sich an die letzte Eigentümerversammlung, die stundenlangen Diskussionen wegen Fahrrädern in den Kellerabteilen, Zugangscodes und die schlampige Arbeit der Reinigungsfirma im Treppenhaus. Kinder schrien zu laut im Innenhof, Fremde seien angeblich um das Haus herumgeschlichen, und eine Hecke sei nicht ordentlich gegossen worden.

»Es müssen aber alle teilnehmen, Charline, wir sind nur so wenige ...«

»Ist das gesetzlich vorgeschrieben?«, unterbrach Charlie sie. »Dass Anwesenheitspflicht besteht?«

Dorothea warf ihr einen Blick voller Abneigung zu und sagte, dass man in diesem Haus als Eigentümer an den Versammlungen teilnahm, so sei es schon immer gewesen. Dann drehte sie sich um und marschierte wütend zu ihrem Wagen.

Charlie dachte wieder an Betty.

Die sind uns egal. Wir hören sie nicht, wir sehen sie nicht. Kopf hoch.

Charlie hatte die Blicke gesehen, das Flüstern gehört. Manchmal

hatte sie sogar das Gefühl gehabt, Gedanken lesen zu können. Dass die Tochter mal genauso verrückt wie die Mutter werden würde.

Charlie hatte versucht, Betty dazu zu bringen, mehr wie die anderen Mütter zu sein. Nicht alle möglichen Leute nach Hause einzuladen und ausufernde Feiern zu veranstalten, was richtig gefährlich werden konnte. Betty hatte jedoch nur gelacht und nicht verstanden, wie um alles in der Welt sie so ein kritisches und misstrauisches kleines Kind bekommen konnte.

Und wenn alles Bargeld ausgegeben, alle Schnapsflaschen geleert waren und Bettys überdreht gute Laune in Depression umgeschlagen war und sie ins Leere starrend auf dem Sofa lag, hatte sie Charlie zu sich gerufen und ihr gesagt, sie hätte auf sie hören sollen. Sie hätte auf ihre Tochter hören sollen, denn Charlie sei der Welt klügster Mensch und Betty eine Idiotin. *Deine Mutter ist leider eine ganz schöne Idiotin, Charline.*

Dorothea rollte an ihr vorbei, gab Gas und warf ihr einen letzten Blick zu.

Charlie lächelte. Ich bin immun, dachte sie. Es ist mir egal. Und da war es wieder, dieses leise Gefühl der Dankbarkeit, Betty Lagers Tochter zu sein.

Kapitel vier

In ihrem Wagen sah es aus, als ob sie darin wohnte. Pappbecher, T-Shirts und Briefe lagen wild verstreut herum. Warum räumte sie nicht einfach auf? Warum fiel ihr vieles, was andere ganz automatisch erledigten, so schwer?

Als sie aus der Garage fuhr, fiel ihr ein, dass sie Anders abholen sollte. Er wohnte nur zwei Straßen von ihr entfernt, und sein Auto war gerade in der Werkstatt.

Während sie vor seinem Haus wartete, trat eine Familie auf die Straße, Mutter, Vater und ein etwa dreijähriges Mädchen. Die Mutter trug außerdem ein Baby in einem Tragegurt vor dem Bauch. Charlie sah ihnen nach, als sie davongingen. Wie so ein Leben wohl war? Kleine Versionen seiner selbst zu erschaffen? Sie zu Ballettstunden zu begleiten, zu Elternabenden und Familienfeiern zu gehen? Wäre es bei ihr und Johan auch so gewesen, wenn er nicht ...?

Red dir nichts schön, flüsterte Betty in ihrem Kopf. *Das mit der Zweisamkeit ist nichts für uns, das endet immer nur böse. Egal was passiert, es geht nie gut aus.*

Doch da waren sie auf einmal wieder, Mama, Papa und die Kinder, und Charlie verspürte eine plötzliche Trauer darüber, dass das Leben – oder was auch immer – sie so geschädigt hatte, dass sie dieses Glück oder diese Sicherheit niemals mit einem anderen Menschen empfinden könnte. Es war egal, ob diese Gefühle eingebildet oder falsch waren oder irgendwann erkalten würden. Sie hatte daran glauben wollen, wenigstens für eine Weile.

»Gemütlich hast du's hier«, sagte Anders und hob eine braune

Bananenschale vom Boden auf. »Wie hältst du das nur aus?«

»Ich halte es nicht aus.«

»Warum machst du dann nicht sauber?«

»Ich räume die ganze Zeit auf«, erwiderte Charlie. »Oder zumindest manchmal, aber direkt danach ist es wieder unordentlich. Zu Hause ist es dasselbe. Ich begreife nicht, wie es bei anderen Leuten immer so ordentlich sein kann.«

»Man muss einfach nur alles gleich wieder an seinen Platz zurücklegen«, antwortete Anders, als sei es das Einfachste auf der Welt. »Du solltest das Auto mal zu einer Innenraumreinigung bringen. Ich kenne da jemanden ...«

»Später«, unterbrach ihn Charlie. »Im Moment ist so viel anderes los.«

»Ich finde es gerade ziemlich ruhig.«

»Es geht nicht immer um die Arbeit.«

»Nicht? Habe ich etwas verpasst? Hast du jemanden kennengelernt?«

»Fang nicht schon wieder damit an.«

»Mache ich nicht. Ich bin nur neidisch.«

»Worauf?«

»Dass du so leicht neue Leute kennlernst.«

»Das würdest du auch, wenn du dich ein bisschen anstrengen würdest.«

»Ja, aber wie lernt man überhaupt jemanden kennen?«, fragte Anders. »Ich arbeite die ganze Zeit, oder Sam ist bei mir. Und das Angebot, wenn man da draußen nach jemandem sucht ... Wie soll man jemanden finden, der Single ist und sich von einem genauso angezogen fühlt wie umgekehrt. Was denn?« Er drehte sich zu Charlie, die leise lachte. »Was ist daran lustig?«

»Du klingst wie ein alter Mann, wenn du *sich voneinander angezogen fühlen* sagst.«

»Was schlägst du dann vor? Ich meine, um jemanden zu finden, mit

dem es klappt?«

»Machst du dich jetzt über mich lustig?«, wollte Charlie wissen.
»Bei mir hat es doch noch nie mit irgendwem geklappt, zumindest nicht so, wie du es verstehst. Aber für mich funktioniert es.«

Mit Wohlbehagen dachte sie an die vergangene Nacht. Nachdem Jack aufgehört hatte zu reden und das tat, was er tun sollte, war es schön gewesen. Wenn er danach nicht so gekränkt und verletzend geworden wäre, hätte sie ihn gern wiedergesehen.

Ein Auto bog vor ihr auf die Straße ein.

»Ganz ruhig«, sagte Anders, als sie hupte. »Er hatte Vorfahrt.«

»Muss er sich so reindrängen, nur weil er Vorfahrt hat?«

»Nein, aber du musst nicht so aggressiv sein. Fußgängerübergang«, verkündete er und deutete auf eine Frau mit einem Hund, die auf die Straße getreten war.

»Das sehe ich«, fauchte Charlie.

»Warum bist du so gestresst?«

»Bin ich nicht.«

»Lass es mal ein wenig ruhiger angehen, wenn wir ausnahmsweise gerade keinen dringenden Fall haben.«

»Ich lasse es ruhig angehen«, wehrte sich Charlie und dachte, wie unwohl sie sich fühlte, dass sie gerade nicht mit Ermittlungen beschäftigt waren.

Den gestrigen Tag hatten sie in der Rechtsmedizin verbracht, um sich über neue Techniken zu informieren. Und wenn heute nichts Eiliges anstand, würden sie die Zeit mit persönlicher Weiterbildung verbringen, wie Challe es nannte. Charlie wollte sich in die aktuellste internationale Forschung zum Thema Profiling vertiefen. Sie hoffte, damit die nagende Rastlosigkeit in Schach zu halten.

Am Eingang zur Nationalen Operativen Abteilung zogen Anders und Charlie ihre Magnetkarten durch das Lesegerät und gingen durch die Absperrung. Charlie arbeitete seit vier Jahren bei der NOA und war

hat. Lara Askar hatte es aufs Revier mitgebracht, als sie ihre Tochter als vermisst gemeldet hat. Ein vergrößertes Klassenfoto. Mia Askars dichte rote Haare bilden einen Kontrast zu dem für diese Bilder üblichen hässlichen blaugrauen Hintergrund. Sie ist sehr hübsch und wirkt durch ihr halbherziges Lächeln abwesend. Am auffälligsten ist ihre Kleidung. Sie trägt eine grüne Boa, eine hellbraune Velourslederweste mit Fellfutter, einen sandfarbenen Sonnenhut, Cowboystiefel, eine Sonnenbrille mit blau getönten Gläsern sowie lange Ketten, Armbänder und Ringe. Sie scheint aus einer anderen Zeit zu stammen. Als würde sie in einer anderen Welt leben.

Eir recherchiert im Internet nach Mia Askar, findet jedoch wenig. Die Treffer konzentrieren sich hauptsächlich auf einen Artikel über einen Mathematikwettbewerb für Kinder, den Mia mit zehn Jahren mit großem Vorsprung gewonnen hat. Ihre Antworten auf die Fragen sind knapp. Ihre Mutter Lara hat eine eigene Firma. Sie hat keine lebenden Vorbilder in der Mathematik, denn: »Hypatia ist ja schon tot.« Ihr Vater Johnny hatte ihr Interesse für Wissenschaft und Mathematik geweckt. Er war Entomologe gewesen mit Spezialgebiet Apidologie, also Bienenforschung. Auf die Frage, ob ihr Vater Johnny heute stolz auf Mia sei, antwortet sie: »Nein, Papa ist tot.« Als der Interviewer wissen möchte, ob sie beim nächsten Mal, also in vier Jahren, wieder an dem Wettbewerb teilnehmen wird, erwidert sie nur: »Nein.«

Eir ruft Mias Social-Media-Accounts auf und scrollt

durch einige Fotos. Viel gibt es nicht zu sehen. Mia hat nichtssagende Wasserfotos gepostet, meistens Meeresbuchten, manchmal aber auch Seen und Sümpfe. Anhand der Kommentare wird deutlich, dass sie nicht viele Freunde hatte. Ihre Follower scheinen Zufallsbekanntschaften aus Natur- und Outdoorvereinigungen zu sein, keine echten Freunde. Sie schrieben, wie schön die Orte auf den Bildern doch seien, wie fragil die Natur und wie abgeschieden die Stellen. *Abgeschieden*. Rasch scrollt Eir weiter durch die Bilder. Auf allen sind einsame Orte auf der Insel am Wasser zu sehen. Einsame Stellen am Wasser, an denen man sterben kann.

Das Piepsen im Nebenzimmer verstummt plötzlich, und Schritte bewegen sich durch die Wohnung. Der Wasserhahn in der Küche wird aufgedreht. Eir steht von der Matratze auf und öffnet das Fenster. Kühle Luft strömt ins Zimmer, und sie atmet tief durch. Sie trägt nur Unterhose und T-Shirt und bekommt eine Gänsehaut, als sie sich hinausbeugt. Mit der rechten Hand stößt sie auf dem Fensterblech gegen etwas Weiches, das sich wie Daunen anfühlt. Eine Amsel, die sich das Genick gebrochen hat. Vorsichtig berührt Eir den steifen, verdorrten Körper, der nie gelebt zu haben scheint.

In der Küche räumt Cecilia nicht zueinanderpassende Teller und Tassen aus der Spülmaschine. Sie ist hübsch, wenn auch mager und blass. Die Haare sind kurz geschnitten, fast schon geschoren. Es passt zu ihrem puppenartigen, niedlichen Gesicht. Zu ihren Füßen liegt Sixten, ein

großer, kräftiger irischer Wolfshundmischling mit braun-schwarz gesprenkeltem Fell.

»Alles okay?«, fragt Eir, als sie in die Küche kommt.

Cecilia zuckt erschrocken zusammen, und Sixten setzt sich auf.

»Entschuldige, ich dachte, du hättest mich gehört.«

Cecilia hält einen zerkratzten und angeschlagenen Teller in die Höhe. »Hätten wir nicht ein paar eigene Küchensachen mitnehmen können? Auch wenn du glaubst, dass wir nicht lange hierbleiben werden, wäre es doch nicht zu aufwendig gewesen, ein paar Teller und Tassen einzupacken, oder?«

»Hast du geschlafen?«, fragt Eir statt einer Antwort und gähnt.

»Keine Ahnung. Nicht so richtig. Und du?«

»Ein paar Stunden.«

Sie lächeln einander an. Dieses Gespräch führen sie nicht zum ersten Mal.

»Eine Amsel ist gegen mein Fenster geflogen und hat sich das Genick gebrochen«, bemerkt Eir.

Cecilia seufzt. »Gestern habe ich auch eine tot vor der Tür gefunden. Ich dachte, sie ziehen weg, wenn es kalt wird?«

»Sind das meine Kleider?« Eir deutet auf die Waschmaschine, in der eine Jeans herumgewirbelt wird.

»Ja. Das ganze Badezimmer hat gestunken. Ich habe noch nie die Leute verstanden, die sagen, sie lieben den Geruch nach Meer. Dabei riecht es einfach nur eklig.«

»Tut mir leid, ich hätte sie direkt in die Maschine werfen sollen, als ich nach Hause gekommen bin.«

»Zwei Kilometer von hier ist ein Schwimmbad, das bis spätabends offen hat. Sogar spät genug für dich.«

Eir ignoriert sie, dreht den Wasserhahn an der Spüle auf und lässt das Wasser laufen, bis es kalt ist. Dann trinkt sie ein paar große Schlucke und trocknet sich Mund und Kinn ab. Cecilia stellt mit einem Knall ein zerkratztes Glas neben ihr ab.

»Wie lief es denn?«, fragt sie. »Hast du sie gesehen, diese Kommissarin? Mit ihr gesprochen?«

»Ja.«

»Und wie ist sie so?«

Eir zuckt mit den Schultern. »Keine Ahnung. Müde. Erschöpft.«

»Was habt ihr gemacht?«, fragt Cecilia weiter. »Ich meine, wenn ihr beide am Sonntag in der Arbeit wart.«

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)